

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 21

Artikel: Die Hochwachten der Eidgenossen
Autor: Ineichen, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zweitägigem Warten vor die Türe gesetzt. Die «Revue de Genève», welche die ganze Erzählung nachdruckt, meint ungläubig dazu: «Ce récit sent furieusement le canard; du moins il contient des détails fort exagérés.»

Ob Uebertreibungen oder nicht, die Tatsache blieb doch bestehen, dass plötzlich viel flüssiges Geld vorhanden war, das eine Anlage suchte, und das Rätselraten, was nun mit den Summen geschehen sollte, die solch schwindelhafte Höhen erreicht hatten, war allgemein. Anfangs August 1856 brachte der «Landbote» einen ganzen Katalog von Investitionsmöglichkeiten, von denen es allerdings in der Zeitung selbst hiess, dass es sich meist um Gerüchte gehandelt habe. Die Kreditanstalt sollte sich, diesen Quellen zufolge, mit der Absicht tragen, ein ganz neues Stadtquartier mit Börse, Museum usw. zu bauen. Ferner war vom Ankauf chinesischer Rohseide, von Zuckerpflanzungen auf Java, dem Ankauf und Fortbetrieb von Spinnereien in Uster, die in Schwierigkeiten geraten waren, die Rede, ja schliesslich sogar vom Betrieb eines Schiffahrtsunternehmens. «Etwas viel aufs Mal», bemerkten die «Glarner Nachrichten» dazu zweifelnd. Andere wieder sprachen vom Ankauf von Aktien der Glattalbahn, und das «Zürcher Intelligenzblatt», das im Streit gegen die Kreditanstalten eine besonders scharfe Feder führte, erinnerte an die finanziellen Schwierigkeiten der Gemeinde Guntalingen. «Hat die Kreditanstalt nicht bloss leere Worte, so helfe sie in diesem Nothfall. Verlieren kann sie an Kapital nie, da sie Grundversicherung erhält; nur muss sie sich natürlich mit 4 Prozent begnügen, da der Bauer nicht mehr zahlen kann.»

Die gleiche Zeitung vermerkte auch mit Genugthuung, dass der Aktienwert bereits im Sinken begriffen sei und auf politische Aenderungen recht schreckhaft reagiere: «Bei jedem Thronwechsel, bei jedem politischen Stoffwechsel zittert jeder Wechsel in Europa wie Espenlaub.»

So kritisch diese Stimmen auch tönnten, so hart die Worte waren, mit denen sie sich gegen die Kreditanstalt wandten, und so einleuchtend damals vielleicht manchem die Argumente seines Leibblattes erschienen, die Zukunft hat ihnen nicht recht gegeben. Das befürchtete grosse Debakel blieb aus, die um sich greifende Spekulationswut mit all ihren schädlichen Formen nahm keine solchen Dimensionen an, wie es die Pessimisten erwartet hatten. Die Kreditanstalt entwickelte sich zu einem soliden Unternehmen, das

sich nicht auf jene gewagten Geschäfte einliess, die das Gerücht ihr im Anfangsboom angedichtet hatte. Die Kreditanstalt wurde in langsamem, stetigem Wachsen zu einem der bedeutendsten Finanzinstitute unseres Landes, das die Kritiker von einst in einer hundertjährigen Geschichte stets aufs neue widerlegte, womit jener Journalist Recht erhielt, der 1856 schrieb, dass die Verdächtigungen, die heute gegen die Kreditanstalt erhoben würden, nur durch die Tat widerlegt werden könnten. «Vorläufig sollten die Namen, welche sich an die Spitze gestellt haben, einige Beruhigung gewähren. Dies und die in der Schweiz allgewaltige öffentliche Meinung sollten wohl hinreichende Garantie gegen solche Gefahren darbieten.»

Fritz Ineichen

D I E H O C H W A C H T E N D E R E I D G E N O S S E N

Die bernische Regierung hat an der vergangenen 600-Jahrfeier die historischen Hochwachten, die «Chuzen», wieder instand gestellt, und am Abend des Festtages verkündeten sie den Beginn der Jubelfeier.

Die Hochwachten sind uralte Feuerzeichen zur Alarmierung des Landes. Sie sind im Kanton Bern um die Mitte des 15. Jahrhunderts, in der Urschweiz seit 1529, im Kanton Zürich seit 1624 bezeugt. Die systematische Errichtung der Hochwachten oder Hochwachtfeuer als organisierte Alarmeinrichtungen fällt ins 17. Jahrhundert. So gab es vom Rhein bis zum Genfersee 156 Hochwachten im Hoheitsgebiet von Bern.

Die Hauptlinien verliefen von Bern über Luzern, Zug nach Zürich oder von Bern über Freiburg bis zum Genfersee. War beispielsweise in gefährvoller Zeit die Alarmierung des Landes notwendig, so trugen die Wächter des Münsterthurmes in Bern die Brandfackeln fünfmal um die oberste Terrasse. In den Kirchen wurde gleich-

zeitig Sturm geläutet und von den Befestigungstürmen krachten drei Kanonenschüsse. Jetzt flammten auf dem Gurten, Bantiger und Belpberg die «Chuzen» auf, es folgten jene im Oberland und trugen den Alarm weiter ins Luzernische, eine Feuerlinie über Unterwalden — Dietschi — Bürglen — Seelisberg — Brunnen — Schwyz — Rigi, alarmierte die Innerschweiz, eine andere auf der Linie über Michaelskreuz — Horben — Baarer Burg — Hochwacht am Zugerberg — Pfannenstiel und Schauenberg trug die Meldung nach Zürich; wieder eine andere lief über die Höhenzüge in den Aargau nach Lenzburg und Brunegg. So konnten bei klarem Wetter im Kanton Zürich innert einer Viertelstunde sämtliche Hochwachten durch Feuerzeichen benachrichtigt werden. In anderthalb Stunden war die ganze Mittelschweiz mit Bern alarmiert und ungefähr die gleiche Zeit brauchte es, bis die Feuerzeichen vom Rhein bis an den Genfersee entzündet waren.

Die Ausrüstung einer Hochwacht bestand aus dürrer Holz für die Nacht und grünem für den Tag. Ferner gehörten zu jeder Hochwacht Pechpfannen, Mörser, Quadrant und Dünchel. Quadrant und Dünchel dienten dazu, festzustellen, ob eine Rauch- oder Feuersäule von einer nachbarlichen Hochwacht herrühre und als Zeichen für das Entbrennen der eigenen Hochwacht aufzufassen sei. Der Dünchel bestand aus einem Rohr mit Visier, Korn und Fadenkreuz, das auf dem Quadranten genau nach den Richtungen der nächsten Hochwachten eingestellt werden konnte. Die Besatzung einer Hochwacht zählte vier Mann. Sie waren bewaffnet und mit dem nötigen Feuerzeug wohl versehen. Zwei Mann standen je eine Stunde Wache; der eine als Späher bei der Hochwacht, der andere vor dem nahen Wächterhaus. In letzterem konnten die zwei andern Wächter der Ruhe pflegen. Die Wachmannschaft wurde jede Stunde abgelöst.

Der Aufbau der Hochwacht bestand aus drei etwa 20 Meter hohen Tannenstämmen, die in den Boden eingerammt und oben mit den Spitzen aneinander gebunden wurden. Zwei Meter über dem Boden war ein waagrechtes Balkenlager befestigt, auf dem das Brandmaterial aufgeschichtet wurde. Durch die Mitte führte ein Luftschacht, der dem entzündeten Material den nötigen Zug verlieh. Das Brandholz war durch ein tristenförmiges Strohdach gedeckt. Durch diese sinnvolle Einrichtung konnte das Feuer auch bei Regenwetter sofort entzündet werden.

Mit einer einzigen Ausnahme sind alle Hochwachten verschwunden. Diese steht auf der Hochwacht ob Langnau im Emmental und sie enthält immer noch die Einrichtung für die Orientierung; den Quadranten und Dünchel, durch den man zu einer der drei nachbarlichen Hochwachten sehen kann.

Uebersichten über das System der Hochwachten im Kanton Zürich gaben eine von Hans Konrad Gyger stammende Quartierkarte von 1643, ein Verzeichnis der Hochwachten von 1658 und die Quartierbeschreibungen, die zum Teil heute noch so benannt sind.

Helmuth M. Backhaus

DER BAUM IM

ZIMMER

Es ist wirklich kein Wunder, wenn sich der asphaltmüde Mensch aus der städtischen Zementwüste hinaus in die freie Natur sehnt. Natürlich nicht nach jenen sogenannten idyllischen Winkeln, die von Zigarettentümmeln und Butterbrotpapier wimmeln und gleichzeitig von Benzingestank und Konservenmusik verpestet werden. Nein — er sehnt sich nach dem treuen blauen Auge eines einsamen Bergsees, nach der feuerwehrröten Farbfanfare des Mohns und nach dem soliden, unbescholtenen Grün der Wälder. Leider kann er die Frühjahrskollektion von Mutter Natur nur am Wochenende geniessen, die übrige Zeit muss er sich sehnsüchtig die Nase an der Büfensterscheibe plattdrücken, wenn er einen Fetzen himmelblauen Himmel erwischen will. Es ist traurig — immer, wenn wir Frühjahr haben, hat uns die Arbeit.

Aber der Mensch ist ein Schlaumeier. Wenn wir nicht in die Natur können, dann muss die Natur eben zu uns in die Wohnung kommen! Wozu haben wir schliesslich eine ganze Zunft kunstfertiger Gärtner?

Und so züchtet man sich langsam aber sicher für den Hausgebrauch nach Feierabend seinen